

Zweck mit Händen greifen. Ist aber erst der Kinderkopf mit einer gefälschten Anschauung von Welt und Gesellschaft verwirrt und verdummt worden, so kostet es später meist Jahre, viel Mühe, Opfer und bittere Erfahrungen, damit sich der Proletarier zu freiem Denken und zur richtigen Beurteilung der sozialen Verhältnisse durchringt. Das kann man besonders am Rhein, in der sogenannten Pfaffengasse beobachten, wo das Volk von der Geburt an unter dem „erzieherischen“ Einfluß des Alerus heranwächst.

Es kann daher nicht oft genug gesagt werden, daß die Eltern aufmerksam verfolgen müssen, was von der Schule in das Herz und den Geist ihrer Kinder gelegt wird, und daß sie ihre besten Kräfte dafür einzusetzen haben, der Macht einer offiziell abgestempelten Weisheit und Gesinnung entgegenzuarbeiten und den Samen der sozialistischen Weltanschauung schon in die Seelen ihrer Kinder zu legen. Die Verhältnisse, in denen die Arbeiterfamilie lebt, geben fast täglich Anlaß dazu, der nur geschickt ausgenutzt werden muß und leicht ausgenutzt werden kann, weil die nährlichen Verhältnisse, welche Vater und Mutter drücken und quälen, nur zu oft auch brutal in das Kinderleben mit seinem Glücksbedürfnis, seinem Sehnen und Wünschen eingreifen.

Von der Pflicht der Eltern sprach ich, im Hause einen sozialistischen Geist auf die Kinder einwirken zu lassen. Wie aber nun, wenn Mutter und Vater nicht gleicherweise dem sozialistischen Ideal anhängen und dienen, wenn nur der Mann allein ein überzeugter Genosse ist, sich aber um die Erziehung seiner Kinder nicht kümmert oder so gut wie gar nicht kümmern kann? Das letztere kommt ungeheuer oft vor. Heute können viele Väter an der Erziehung ihrer Kinder so gut wie keinen Anteil nehmen, weil sie Tag für Tag spät und völlig erschöpft nach Hause kommen, ja vielleicht durch die Entfernung ihres Arbeitsplatzes die ganze Woche über vom Heim ferngehalten werden, wie es zum Beispiel bei zahlreichen Bauarbeitern der Fall ist. Die Mutter ist es dann, die in der Familie allein auf Geist und Gemüt der Kinder einwirkt. Und diese Mutter weiß vielfach nichts von Sozialismus, versteht ihn nicht oder hält ihn gar für etwas Schädliches, das bekämpft werden muß. Liegen die Dinge aber so, wie kann dann das Arbeiterheim eine Pflanz- und Pflegestätte der sozialistischen Weltanschauung sein? Statt die bürgerlichen Anschauungen zu verbessern und zu bekämpfen, welche die Schule den Kindern einimpft, wird die Mutter dieselben stärken und bekräftigen. Statt die jungen Seelen lieben zu lehren, was dem Vater Ziel des Strebens ist, wird sie diese in Gegensatz zu dessen Überzeugung bringen. Und die Auseinandersetzungen, die Bitten und Tränen oder auch die Vorwürfe und Anklagen, mit denen sich eine un- aufgeklärte Frau gegen die Tätigkeit ihres Mannes in der Gewerkschaft und der Partei wendet, werden im allgemeinen nicht dazu beitragen, die Erziehung der Kinder zu begeisterten Klassenkämpfern zu fördern.

Soll die Frau in der Familie als Erzieherin des proletarischen Nachwuchses zum Sozialismus ihre Pflicht tun, so muß sie selbst erst zum Verständnis desselben erzogen sein. Es ist aber nicht bloß Sache der Partei und der proletarischen Frauenbewegung im besonderen, die sozialistischen Ideen unter die Masse der Proletarierinnen zu tragen, sondern jeder überzeugte Genosse muß es als Ehrenpflicht betrachten, in seiner Familie ein Lehrer und Vorkämpfer für den Sozialismus zu sein und seine Frau für diesen zu gewinnen. In dem Heime eines aufgeklärten, organisierten Arbeiters sollte die Frau nie auf ihre Frage nach dem und jenem aus dem öffentlichen Leben, aus der Arbeiterbewegung die hochmütig abweisende Antwort des Mannes hören: „Das verstehst du nicht.“ Was die Frau in dieser Beziehung dank rückständiger Entwicklung noch nicht verstehen sollte, kann sie verstehen lernen, wenn der Mann sich nur Zeit und Mühe nicht verdrießen läßt, die Fragende aufzuklären. Er erhält damit eine treue Genossin im Kampfe für das Recht der Arbeit und gibt seinen Kindern die beste Lehrmeisterin für das allmähliche Erfassen des sozialistischen Ideals.

Gerade die Einmütigkeit, mit der Vater und Mutter dem Sozialismus anhängen und zu dienen bestrebt sind, wird die Entwicklung der sozialistischen Gesinnung bei den Kindern mächtig fördern. Das aber um so mehr, je ernster sie bestrebt sind, nicht bloß Wortsozialisten, sondern Tatsozialisten zu sein, ihr Leben in Einklang mit ihrer Überzeugung zu bringen. So sollten sich zum Beispiel religiös frei gesinnte Eltern nie durch allerhand Rücksichten bestimmen lassen, ihre Ansichten zu verschweigen, unwillkürlich hinzunehmen, was die Schule oder fromme Verwandte den Kindern glauben machen möchten oder gar sich und sie ohne innerliche Überzeugung religiösen Zeremonien zu unterwerfen. Nichts festigt mehr, den Einfluß von Vater und Mutter über die Kinder als Konsequenz, als Übereinstimmung zwischen Reden und Tun. Beachten das Eltern, die zur Partei gehören, so leisten sie schon damit ein Stück sozialistischer Erziehungsarbeit.

Hat die Familie derart in den Kindern die Ansätze zu sozialistischem Fühlen und Denken gelegt, so werden die jungen Proletarier sich zu tüchtigen Sozialisten entwickeln, ohne daß sie beim Verlassen der Schule sofort methodisch in den wissenschaftlichen Sozialismus und in das Leben der Partei eingeführt werden. Meiner Ansicht nach sind nämlich junge Burschen und Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren wenig geneigt, sich neben der Berufsarbeit ernstlichen Studien zu widmen. Sie wollen vor allem Bewegungs- freiheit. Man sollte sich deshalb davor hüten, ihnen die Beschäftigung mit ernstlichen Dingen aufzudrängen oder gar aufzwingen zu wollen. Dagegen müßten die Eltern darauf sehen, daß ihre Kinder an allen ernstlichen und fröhlichen Feiern der Partei und der Gewerkschaft teilnehmen, auch so oft als möglich praktische Hilfsarbeit leisten, die ihren Kräften ent-

spricht, und zu der sie sich gern bereit erklären. Die jungen Leute bleiben dadurch in Fühlung mit dem Leben der Arbeiterbewegung und erhalten Anregung, sich umzuschauen und nachzudenken. Das Bedürfnis nach systematischer Schulung und Durchbildung wird dann bald erwachen und sein Recht auf Befriedigung fordern.

Ich meine, daß auf diese Weise die Kinder der Arbeiter ohne Jugendheime zum Sozialismus erzogen und in ihrer Überzeugung so gefestigt werden können, daß die jungen Proletarier auch in den berühmten „Berienkolonien“ des Kapitalistenstaats nicht vergessen, wer sie sind und auf wessen Seite sie gehören. Auch das weiß ich aus Erfahrung. Die proletarischen Eltern haben es zum guten Teil in der Hand, durch die Erziehung ihrer Kinder zum Sozialismus dafür zu arbeiten, daß die Befreiungstunde des Proletariats bald schlägt. Sie müssen ihren Einfluß nützen. An die Arbeit, ihr Eltern! Seid nicht bloß Sozialisten draußen, in der Werkstatt, in den Organisationen und Versammlungen, bei Wahlen und anderen Kämpfen, lehrte und handelt auch als Sozialisten daheim, im Kreise der Euzigen. Bildet eure Kinder zu freien Menschen, zu gefunden, starken und opferbereiten Kämpfern für den Sozialismus.

V. Gottshusen-Hamburg.

XIV.

Der Artikel XI. des Genossen Davidsohn klingt in den Gedanken aus: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns Taten sehn.“ Nun, für Berlin ist dieser Wunsch bereits erfüllt. Hier ist schon ein Anfang gemacht mit der Gründung des „Vereins der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins und Umgegend“, welcher im September dieses Jahres sein erstes Stiftungsfest feierte. Er hat bereits eine sehr rührige Tätigkeit entfaltet und zählt gegenwärtig über 800 Mitglieder. Bei dem in Preußen geltenden Vereinsgesetz ist es selbstverständlich, daß er nicht von der Partei gegründet werden konnte und sich nicht mit „Politik“ beschäftigen darf. Er ist eine selbständige unpolitische Organisation der jugendlichen Arbeiter; seine Tätigkeit umfaßt neben der Förderung der allgemeinen Aufklärung und Bildung die Betretung der wirtschaftlichen und rechtlichen Interessen seiner Mitglieder.

Gewiß: für unsere hochliegenden Wünsche hat der Verein ein beschränktes Arbeitsfeld. Doch liegt es an uns, da zu fördern, zu unterstützen, damit sich die Organisation nach außen wie im Innern immer besser entwickelt. Besonders in den Gewerkschaften sollte man noch mehr wie bisher die Mitglieder veranlassen, für den Verein zu agitieren. Die organisierten Arbeiter haben an ihren Arbeitsstellen Gelegenheit, auch der Jugend der noch rückständigen Eltern klar zu machen, was ihr not tut. Was die jungen Leute im Verein hören und lernen, kommt ja auch ihnen selbst wieder zu gut: mit Berufsgenossen, die über die Schäden der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse bereits in der Jugend aufgeklärt sind, arbeiten die Gewerkschafter nutzbringender zusammen.

Schon regt es sich in anderen Großstädten Deutschlands, um auch dort die Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter zu organisieren. In Süddeutschland bestehen bereits sozialistische Jugendvereine, die entsprechend den freibereitlichen Vereinsgesetzen ihrer Heimat einen etwas anderen Charakter tragen und eine andere Taktik verfolgen wie die preussischen Organisationen. Aber das Bestreben aller geht darauf hinaus, die jugendlichen Mitglieder zu selbständig denkenden, sich ihrer Klassenlage voll bewußten Menschen zu erziehen, sie zum Kampfe für die Besserung ihrer Verhältnisse und für die Befreiung ihrer Klasse vorzubereiten. Für die Gründung und Ausbreitung von Vereinen nach diesem Muster sollte die ganze vorwärts strebende Arbeiterschaft allerorts tätig sein, sie sind für den Augenblick das einzig Mögliche, das wir tun können, um die proletarische Jugend auf einen Weg zu leiten, der zu unserem Ziele führt. Bauen wir nicht Lustschlösser, wie es die Jugendheime zurzeit noch sind, sondern bauen wir von unten auf. Fassen wir unsere Aufgabe so an, wie es uns unsere Mittel erlauben, auf daß wir sie bewältigen können. Darum sage auch ich mit Genossen Davidsohn: „Früh ans Werk, an die praktische Arbeit!“ Zur Arbeit gehören auch die vielen guten Ratschläge, die in den vorhergehenden Artikeln gegeben sind: „Aufklärung der Frauen, Erziehung in der Familie und bei den Feiern der Arbeiterschaft, nicht zu unterschätzen dabei den Wert, den die Spiele in den Sportvereinen, die auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehen, haben können. Eins zum andern, viele Tropfen bilden das große Meer, das wogende draufende Meer, das einst das drückende Joch hinwegschwemmen wird, unter dem das Proletariat heute noch ächzt.“

Anna Petereit.

Ein Nachwort zu den Verbandstagen der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen.

I.

Es gehört zu den hervorsteckendsten Zügen der radikalen Frauenrechtlerinnen, daß sie sich über die Bedingungen der Klassenzugehörigkeit und damit über die Klassengegenstände erhaben dünken. Die oft haben sie nicht verfehlt, daß ohne die verruchten sozialdemokratischen „Führerinnen“ Proletarierinnen und Bourgeoisdamen den Schwesterfuß in der einen Frauenbewegung tauschen würden, die mit gleich himmlischer Gerechtigkeit die Interessen der einen wie der anderen vertritt. Hätten die schwärmenden Damen bewußt die Absicht verfolgt, dieses lächerliche Gerede ad absurdum zu führen, den echt bourgeoisen Charakter ihrer Bewegung zu enthüllen und damit die Notwendigkeit reinlicher Scheidung zwischen radikaler Frauenrechtlei und proletarischer Frauenbewegung scharf zu beleuchten, sie hätten es nicht er-

folgreicher tun können, als es ihre letzten Verhandlungen zu Berlin getan haben. Daß hat der Bericht darüber in der vorigen Nummer der „Gleichheit“ schon deutlich in Erscheinung treten lassen. Das soll aber an einigen Fragen noch eingehender nachgewiesen werden.

Nicht etwa, daß wir das Bedürfnis fühlten, uns mit den Damen von ihrer selbst willen auseinanderzusetzen. Das wäre der Liebesmüh umsonst verschwendet, denn es gibt keine unfürchterlicheren Tauben, als die, welche kraft ihrer Klassenlage nicht hören wollen. Wir lassen die Toten ihre Toten begraben. Statt uns um die bürgerlichen Elemente zu bemühen, welche bestenfalls Einsicht genug besitzen, um da und dort die Reformbedürftigkeit der heutigen Ordnung der Dinge anzuerkennen, aber lange nicht genug Mut und Charakterstärke aufbringen, um die Schlachten des Proletariats schlagen und diese Ordnung selbst beseitigen zu helfen, kommt es uns auf die Aufklärung des Proletariats an. Und da die radikalen Frauenrechtlerinnen einen Kreuzzug unternehmen wollen, um die Proletarierinnen für die Nur-Frauenorganisationen zu gewinnen, mit anderen Worten: sie von der heidnischen Lehre des Klassenkampfes zu der alleinseligmachenden Frauenbewegung zu belehren, so erachten wir es als unsere Pflicht, den Genossinnen zu zeigen, wer da naht. Das kämpfende Proletariat kann nie scharf genug die Grenzlinien zwischen sich und bürgerlichen Richtungen ziehen, welche nach Vertiefung der Klassengegenstände statt nach ihrer Überwindung streben.

Die bürgerliche Wesenheit der radikalen Frauenrechtlei hat die Verhandlungen über die Frage der Arbeiterinnenorganisation beherrscht. Worauf denn liefen diese hinaus? Trotz einiger süß-saurer Komplimente an die Adresse der Gewerkschaften auf deren Herabsetzung. Trotz des Anpreisens einer einheitlichen Arbeiterinnenbewegung, die Forderungen an die Gesetzgebung stellen könne, auf die Zersplitterung der organisierten Arbeiterinnenkräfte, das heißt auf ihre Schwächung im Kampfe gegen das Unternehmertum und seine politische Macht. Was immer die Gewerkschaften in punkto Arbeiterinnenorganisation geleistet haben, sie sind ungeeignet, die Interessen der Arbeiterinnen zu vertreten; sie versagen insbesondere für die geistige Hebung und Schulung der Frauen zu selbständigen Persönlichkeiten, das war das eine Leitmotiv von Referat und Debatten zu der Frage. Einzig und allein Organisationen nach dem Muster der Stisch-Dunderschen Frauengewerkschaften können die vorliegenden Aufgaben erfüllen, so lang das andere. Gewiß: die Zentrale für Arbeiterinnenorganisation soll sich offiziell bei ihrer Arbeit auf keine der verschiedenen Organisationsrichtungen verlassen. Aber angesichts der Verhandlungen könnte nur vollendete Geistes- oder Charakterschwäche diese offizielle Weisung respektieren. Wer wird seine Kräfte für ein minderwertiges Ziel einsetzen, wenn ein vollkommeneres ihrer bedarf?

Schauen wir die Gründe an, auf welche sich die frauenrechtlerische Auffassung vom Unwert der Gewerkschaften stützt! Nicht eine haltbare, richtig erfasste und dargestellte Tatsache ist darunter, nichts als Redensarten, die allgemeine Verbächtigungen sind. Fräulein Lüders hat sie durch die Herabsetzung hervorragend tätiger Gewerkschafterinnen gestützt. Wir meinen ihre Äußerung von „der jämmerlichen Rolle, welche die drei weiblichen Delegierten auf dem letzten Gewerkschaftskongress gespielt haben“. Sie bekundet ein übermaß bürgerlichen Hochmuts gegenüber Frauen, von denen jede im Laufe eines Jahres mehr für die Arbeiterinneninteressen leistet, als die schmähende Dame bisher für dieselben in ihrem ganzen Leben getan hat, dessen „sozialpolitische Vielseitigkeit“ verdächtig an den geschäftigen Wühlgang unserer Reisetaschen stinkenden und das Klavier peinigenden Großtanten erinnert. Sie verrät aber über diesen Hochmut hinaus, daß Fräulein Lüders die Aufgaben, welche ein Arbeiterkongress seinen Teilnehmern stellt, recht kindlich mit ganz bürgerlichem Maßstab mißt. Eine Rolle spielen durch Reden, darin erblickt sie offenbar die einzig wertvolle Kongressarbeit.

Es fällt uns sicher nicht ein, zu behaupten, daß seitens der Gewerkschaften schon alles geschehe, was für die Aufklärung und Organisation der Arbeiterinnen, was behufs tieferer Schulung der Organisierten geschehen könne und geschehen müsse. Aber die Erkenntnis der Notwendigkeit ist da, der gewerkschaftlichen Zusammenschließung und Erziehung der Arbeiterinnen eine immer größere Aufmerksamkeit und Kraft zu widmen. Und diese Erkenntnis setzt sich mehr und mehr in die Tat um. Von den Verhandlungen, Anregungen und Beschlüssen der Gewerkschaftskongresse abgesehen, läßt die genaue Beobachtung der gewerkschaftlichen Praxis keinen Zweifel daran. Ein Verband nach dem anderen, der mit weiblichen Berufstätigen rechnen muß, hat im Laufe der letzten Jahre die Frage der Organisation und Schulung der Arbeiterinnen diskutiert, hat begonnen, sie in seinem Organ zu berücksichtigen, hat seine Statuten und Unterstüßungseinrichtungen im Hinblick auf die Interessen der weiblichen Mitglieder umgestaltet. Die örtlichen Gewerkschaftskartelle stellen Beschwerdekommissionen und weibliche Vertrauenspersonen der Arbeiterinnen auf und lassen durch Frauenagitationskomitees die Aufklärungsarbeit unter dem weiblichen Proletariat planmäßig betreiben. In öffentlichen Versammlungen, in Fabrikbesprechungen und mittels der Hausagitation wird eine rege gewerkschaftliche Tätigkeit entfaltet. Die Nürnberger Gewerkschaften und die Generalkommission stellen je eine Beamtin an, welche sich hauptsächlich der Organisation der Arbeiterinnen widmen soll; Porzellan- und Tabakarbeiter fassen entsprechende Beschlüsse. Die radikalen Frauenrechtlerinnen aber deuten verächtlich auf die Gewerkschaften und sagen den Arbeiterinnen: „Reibet sie, schafft euch eigene Organisationen!“

Die Damen zeichnen die Gewerkschaften vor allem des Unvermögens, die Arbeiterin geistig zu heben und zu einer selbstbestimmenden und frei handelnden Persönlichkeit zu erziehen, die sich in der Gewerkschaftsbewegung neben dem Manne als gleichwertig zu behaupten versteht. Und das angesichts der wachsenden Zahl von Arbeiterinnen, die als Vertrauenspersonen, Betriebskassierinnen, Kartelldelegierte, Ausschussmitglieder, kurz als gewerkschaftliche Beauftragte irgend einer Art tätig sind, als Agitatorinnen und Organisatorinnen Kleinarbeit leisten oder in der Öffentlichkeit wirken. Ist das nicht ein bündiger Beweis für die geistig lebende, erzieherische Macht der Gewerkschaften an den Arbeiterinnen, von der steigenden Bedeutung und Wertung ihres Wirkens in den Gewerkschaften? Uns will bedünken, daß für die radikalen Frauenrechtlerinnen das gewerkschaftliche Leben sich unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit abspielt. Diese Vermutung erklärt manches, so zum Beispiel auch, daß ihr Organ „Die Frauenbewegung“ mit überlegener Miene ihren Leserinnen erzählt, der Verband der Buchdruckerhilfsarbeiterinnen sei eine Nur-Frauenorganisation. In dem letzten Bericht der Generalkommission, den das nämliche Blatt als sehr studienwert empfahl, kann jede Frauenrechtlerin nachlesen, daß die genannte Gewerkschaft neben 2002 Frauen 1990 Männer umschließt, daß von den männlichen Berufstätigen 26,18 Prozent, von den weiblichen nur 19,28 Prozent organisiert sind. Und die „Solidarität“, das Verbandsorgan, ist kein Ziegelstein, auf dem in Reichschrift das harmonische und fördernde Zusammenarbeiten von Männern und Frauen verzeichnet steht.

Unbestritten, daß eine noch weit rühligere Betätigung der Arbeiterinnen als geschulte Gewerkschaftlerinnen wünschenswert, ja notwendig wäre. Aber nur frauenrechtlerische Verblendung kann einzigermaßen die Gewerkschaften, das Dominieren männlichen Einflusses in ihnen dafür verantwortlich machen, daß die Wirklichkeit hinter Wünschen und Bedürfnissen zurückbleibt. Hauptschuldig daran ist die proletarische Klassenlage, welche die Arbeiterin, besonders aber die verheiratete Arbeiterin, mit einer schweren Bürde häuslicher Verpflichtungen belastet. Die Proletarierin, die dem Broterwerb nachgehen muß, kann diese Verpflichtungen nicht, der bürgerlichen Dame gleich, auf eine perfekte Köchin, ein zierliches Zimmermädchen und eine geprüfte Kindergärtnerin abwälzen. Ihre Überlastung in einem zweiseitigen Pflichtkreis erschwert ihr nicht bloß, gewerkschaftliche Schulung zu erlangen, sondern auch die unter harten Opfern errungene Reise zu betätigen. Wer die erwerbstätigen Frauen zu reichem persönlichen Leben rufen, zu gleichwertigen Mitarbeiterinnen des Mannes in der Gewerkschaftsbewegung emporheben will, der diskreditiert nicht in der Meinung der Arbeiterinnen die Gewerkschaften, der spanne vielmehr alle Kräfte in dem Ringen um Reformen an, welche die kapitalistische Ausbeutung des Proletariats und der Arbeiterinnen insbesondere mildern und Einrichtungen schaffen, die ihre häusliche Arbeitslast vereinfachen und erleichtern.

Würden die radikalen Frauenrechtlerinnen in edler Unzufriedenheit mit der Unvollkommenheit der Leistungen nur Keil in den Gewerkschaften üben, um diese zu eifrigerem Wirken im Dienste der Arbeiterinneninteressen anzuspornen: sie müßten zu einer anderen Schlussfolgerung gelangen als der, ihnen Nur-Frauenorganisationen entgegenzustellen. Sie könnten dann den Arbeiterinnen nur eine Lektion geben: Tretet in Masse in die Gewerkschaften ein, um durch eure Mitarbeit ihre Mängel zu überwinden, ihre Tätigkeit im Dienste eurer Interessen zu steigern. Dieser Konsequenz aber gehen die Damen scheu aus dem Wege, ihr bürgerlicher Klasseninstinkt treibt sie, den Arbeiterinnen eine verhängnisvolle Eigenbrödelei zu predigen. Und das im Angesicht der Tatsache, daß nicht eine einzige Organisationsrichtung auch nur annähernd soviel, geschweige denn mehr für die Erweckung der Arbeiterinnen zum Persönlichkeits- und Klassenbewußtsein, für ihre materielle und geistige Emporentwicklung getan hat als die Gewerkschaften.

Denn nichts als eitel Gesunkener im luftleeren Raum der Spekulation ist es, wenn diese „Freundinnen der Arbeiterinnen“ ein Breites von der Macht der Nur-Frauenorganisation und ihrem bedeutsamen Erziehungsweck an den Proletarierinnen reden. Wo sind die bekräftigenden Beispiele zu ihren Lobianfaren? Die Damen verweisen auf die Hirsch-Dunderschen Gewerkschaften mit ihren wenigen Mitgliedern, und auf den Heimarbeiterinnenverband, der nicht einmal eine gewerkschaftliche Organisation im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Das heißt denn doch den Arbeiterinnen zumuten, Ameisenhaufen als Berge zu betrachten! Diesen Vergleich zwingt zunächst schon die völlige wirtschaftliche und soziale Ohnmacht dieser beiden Nur-Frauenorganisationen auf, jedoch ebensosehr die Minderwertigkeit ihrer geistigen Leistungen an den Arbeiterinnen. Frauengewerkschaften wie Heimarbeiterinnenverband werden nicht pflegen das Persönlichkeitsbewußtsein ihrer Mitglieder nicht einmal so weit, daß es sich zum Klassenbewußtsein verdichtet, der elementarsten Vorbedingung dafür, daß die Arbeiterinnen ihre Interessen erkennen und zu wahren vermögen.

Aber sehen wir von ihnen ab. In England liegt ein weit beweiskräftigeres Beispiel für die geringe Bedeutung der Nur-Frauenorganisationen vor. Hier wurden solche bereits Anfang der siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts gegründet. Sie entwickelten sich zum Teil unter Umständen, wie sie gleich günstig in Deutschland nicht zu finden sind. Englische Frauenrechtlerinnen haben für sie geistige und materielle Kräfte aufgebietet, welche unsere „Radikalen“ für ihre gewerkschaftlichen Pappfächer nicht aufwenden können. Keine bössigen Vereinsrechte hinderten den Zusammenschluß und die öffentliche Betätigung der Frauen, kein Sozialistengefey

hemmte die Entfaltung gewerkschaftlichen Lebens. Und das Ergebnis? Die Frauenrechtlerinnen mögen darüber nachlesen, was Gertrud Dyrrenfurth und andere auf Grund sorgfältiger Studien festgestellt haben. Aus ihm erhellt unzweideutig die kümmerliche Entwicklung, das schwache Leben der Nur-Frauenorganisationen. Aber die Damen können die Belehrung auch bequemer haben. Sie brauchen nur nachzuschlagen, was die Delegierte des englischen Verbandes der Frauengewerkschaften, Miss Houlledge 1896 auf ihrem eigenen internationalen Kongreß zu Berlin berichtet hat. Nach einem Überblick über die Entwicklung der Frauengewerkschaften erklärte sie: „Nach solchen Erfahrungen über die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, Gewerkschaften für Frauen allein zu gründen, widmet der Verband für Frauengewerkschaften jetzt seine größte Kraft den Arbeiterorganisationen, welche Frauen als Mitglieder aufnehmen. Die Frauen werden durch den Einfluß der Männer, mit denen sie in derselben Fabrik zusammenarbeiten, zu regelmäßigen Zahlungen veranlaßt; auch haben sie mehr Vertrauen, sich einer Organisation anzuschließen, die stark genug ist, wirkliche Vorteile für sie erzwingen zu können.“

Die Gründe für das Mißlingen der Nur-Frauenorganisationen liegen für jeden auf der Hand, der mit der Lage der Arbeiterinnen vertraut ist. Da kommen die Hungerlöhne der Lohnslavinnen in Betracht, die Rückständigkeit als Frauen, die geringere Erfahrung im gewerkschaftlichen Leben, die Belastung mit einer doppelten Arbeitsbürde usw. In all diesen Beziehungen bedeutet der gemeinsame Zusammenschluß der gemeinsam Ausgebeuteten einen Ausgleich zwischen der Organisations- und Kampfesfähigkeit des Mannes und derjenigen der Frau und damit eine Steigerung der Möglichkeit für die Arbeiterin, rascher und erfolgreicher als allein geistig und materiell zu reifen und Kraft emporzuschlagen. Und dieser gemeinsame Zusammenschluß ist nicht bloß die überlegene, er ist auch die notwendige Organisationsform. Er hat seine natürliche Wurzel in der Gemeinsamkeit des Ausgebeuteten von Mann und Weib durch das Kapital, die beide dem gleichen Feind zu wehren haben. Im Kampfe um ihre Existenzbedingungen hat die Arbeiterin im letzten Grunde nicht Fraueninteressen gegen Männerinteressen zu verteidigen, vielmehr proletarische gegen kapitalistische Interessen. Im Namen besonderer Fraueninteressen die erwerbstätigen Proletarierinnen in Sonderorganisationen locken, das führt dazu, ihre Aufmerksamkeit von ihrem Hauptfeind abzulenken, ihre Kräfte zu zersplittern und zu schwächen und damit die gesamte Arbeiterklasse an ihrer gewerkschaftlichen Aktionsfähigkeit zu schädigen.

Nicht die Sonderstellung der Arbeiterinnen als Frauen, die Klassenlage der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen ist der Grund für die angeprossene Nur-Frauenorganisation. Das Herz der Damen ist empfindsam genug, eine Mitarbeit zur Linderung des harten Loses der Arbeiterinnen zu fordern. Die bürgerliche Klassenzugehörigkeit jedoch empört sich gegen die Mitarbeit in Organisationen, welche wie die Gewerkschaften zwar die besten Bürgschaften für die Interessenvertretung der ausgebeuteten Frauen bieten, aber gerade darum auf dem Boden des Klassenkampfes stehen müssen. So wollen die „Radikalen“ die Arbeiterinnen wohl gewerkschaftlich organisieren, aber das Wirken ihrer Organisationen soll in holder Harmonie mit den Interessen der Kapitalistenklasse zusammenklaffen. Der Nur-Frauenorganisation ist das Auskunftsamt, statt als Mitarbeiterinnen von Gewerkschaften Klassenbewußt kämpfender Arbeiter und Arbeiterinnen zu wirken, Führerinnen von „gutgesinnten“ Organisationen zu sein, die den Polz der kapitalistischen Ausbeutung waschen sollen, ohne ihn naß zu machen. Er ist ins Frauenrechtlerische überseht ein alter bürgerlich-liberaler Kniff, den Klassenkampf des Proletariats nach dem Spruche zu lähmen: teile und herrsche! Die radikale Frauenrechtlei ist und bleibt eben Wein vom Wein und Fleisch vom Fleisch der Bourgeoisie, des bürgerlichen Liberalismus. Das haben ihre jüngsten Verhandlungen über die Arbeiterinnenorganisation mit wünschenswerter Deutlichkeit bestätigt. Ein folgender Artikel wird dazum, daß sie sich auch auf politischem Gebiet in schärfsten Gegensatz zu dem Kampf der Arbeiterklasse, zu den Interessen der Proletarierinnen gestellt hat.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. Der Bezirk Oberfranken des Porzellanarbeiterverbandes hatte vom 10. bis 16. September Agitationsveranstaltungen veranstaltet in Selb, Schönwald, Rehau, Mochendorf, Schwarzenbach, Oberlohan und Bayreuth. Die Unterzeichnete sprach über: „Die Erregung des Menschenrechts und der Menschenwürde durch die Organisation“. Die Versammlungen waren durchgängig auch von Frauen sehr stark besucht. Die Diskussion gestaltete sich in manchen Orten recht lebhaft. In Schwarzenbach sind neben Porzellanarbeitern auch viele Steinmetzen vorhanden, deren Gewerbe ebenso gesundheitschädlich ist wie das der Porzellaner, und deren Arbeits- und Existenzverhältnisse gleichermaßen jämmerlich sind. Großes Glend ist auch in Bayreuth zu finden, dieser so friedlich kleinbürgerlich aussehenden Stadt, in welcher neben der Porzellan- die Textilindustrie vertreten ist. Daß die Versammlung so zahlreich besucht war, läßt hoffen, daß die gedrückten und getretenen Slaven des Kapitals nicht mehr geduldig ihr Geschick tragen, sondern dagegen kämpfen, ihr Menschenrecht erobern wollen, indem sie sich aufklären und organisieren. Ein Teil der Anwesenden trat sofort der Organisation bei, wie in allen Versammlungen dahingehende Erfolge zu verzeichnen waren. Auch für die „Gleichheit“ wurde Propaganda gemacht. Die Genossen werden sich an-

gelegen sein lassen, Abonnementen für das Blatt zu werben. Der glänzende Verlauf der Versammlung, wie die folgenden persönlichen Aussprachen mit den anwesenden Frauen gaben die Gewißheit, daß in Oberfranken kräftig gearbeitet und gekämpft wird, um den Kapitalismus niederzuzwingen. O. B.

Bei der Reichstagswahl in Essen war letzterzeichnete in einer Reihe von Versammlungen tätig. Besondere Freude bereitete uns die Versammlung in Kettwig, die erste sozialdemokratische Versammlung, die dort stattfand. Ein Kirmeßzeit, das von dem Besitzer bereitwillig zur Verfügung gestellt ward, diente als Versammlungsort. Unendlich viel Lauferei und Parlamentieren kostete es, daß die hochwohlblöbliche Polizei nicht noch einen Strich durch unsere Rechnung machte. Am Abend waren weit über 1000 Personen erschienen, darunter viele Frauen, und auch eine Anzahl Gegner, die jedoch zu feige waren, in der Diskussion ihren Standpunkt zu vertreten. Einige Frauenversammlungen, die stattfanden, waren überaus stark besucht und brachten eine hübsche Anzahl Abonnementen auf die „Gleichheit“. Überaus groß zum Beispiel war der Andrang zu der Versammlung in Altenessen, wo wir erst seit kurzem ein größeres Lokal zur Verfügung haben. Während die Gegner mit unerhörten Verdrehungen, Verleumdungen und Lügen gegen die Sozialdemokratie agitierten, ward von unserer Seite aus eine durchaus prinzipielle Agitation betrieben. Und just diesem Unstand ist unseres Trachtens der überaus günstige Wahlausfall zu danken. Es muß hervorgehoben werden, daß unsere Essener Genossen überhaupt bei jedem Kampfe niemals allein den Sieg in demselben ins Auge fassen, sondern ihr Streben darauf richten, vor allem durch ihre prinzipielle Agitation die Massen aufzuklären, dadurch wie durch die gleichzeitige Organisationsarbeit und die Agitation für die Presse künftige Siege vorzubereiten. So weiter gearbeitet, wird die nächste Wahl uns den Sieg sicher bringen.

Luisa Zieh.

Um verschiedene Arbeiterinnenkategorien der gewerkschaftlichen Organisation ihres Berufs zuzuführen, wurden in Nürnberg, Fürth, Regensburg, Hof und Langenzenn bei Nürnberg Versammlungen abgehalten, in denen Unterzeichnete referierte und folgende Fragen erörterte: „Die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation“, „Die Frau im Dienste des Kapitals“, „Die Frau als Arbeiterin und Mutter“. In Nürnberg waren die Metall-, Textil- und Bleistiftarbeiterinnen zahlreich erschienen, wie auch in verschiedenen anderen Berufen beschäftigte Frauen und Mädchen. Die wenigsten dieser Arbeiterinnen sind gewerkschaftlich organisiert, die Referentin wies daher besonders auf die Notwendigkeit der Organisation hin. In der Versammlung kamen die Arbeitsverhältnisse in einzelnen Fabriken zur Sprache. Löhne und Arbeitszeiten wurden angeführt, die jeder Beschreiberin spotten. Diejenigen Arbeiterinnen, die einen einigermaßen anständigen Verdienst erzielen, tun das auf Kosten ihrer Gesundheit. In der Versammlung waren auch zehn christlich organisierte Arbeiter mit ihrem Führer. Dieser Herr stellte die Behauptung auf, die modernen Gewerkschaften hätten noch nie etwas für die Arbeiter geleistet. Die Arbeiter sollten zum Herrn Pfarrer halten, dann würde es mit ihren Verhältnissen besser werden. Diese Ausführungen hatten jedoch nicht die von den „Christlichen“ erwartete Wirkung. Die anwesenden Frauen und Mädchen gerieten darüber in die größte Aufregung und riefen: „Schluß! Wir haben genug von dem Geschwätz. Der Pfarrer kann uns auch nichts geben, wir werden schon den richtigen Weg gehen.“ Als der Redner trotzdem nicht zum Schluß kommen wollte, steigerte sich die Aufregung derart, daß aus der Versammlung mit den Hülfsunterlagen der Biergläser geworfen wurde. Darauf räumte er nicht bloß das Feld, sondern verließ auch die Versammlung, obgleich deren Leitung das Werfen usw. scharf gemißbilligt und verprochen hatte, für Ruhe sorgen zu wollen. — In Fürth war die Versammlung für die Arbeiter und Arbeiterinnen der Wäsche- und Munitionsfabriken bestimmt. Der Tiefstand der Löhne und die unwürdige Behandlung der Arbeiterinnen, die von den Direktrinnen mit allerhand Rosenamen bedacht werden, schreien nach Abhilfe. Von den Vorteilen der Arbeiterschutzgesetzgebung ist nichts zu merken, da deren Bestimmungen nicht beachtet werden. Mit Leben und Gesundheit der Arbeiter und Arbeiterinnen wird ein wahrhaft frevels Spiel getrieben. — In Regensburg tagten zwei Versammlungen, am Vormittag eine für die Räderinnen, am Nachmittag eine große öffentliche Gewerkschaftsversammlung, die sehr gut besucht war. Besonders wurde in der letzteren die erbärmliche Entlohnung der Arbeiterinnen gebrandmarkt, sowie das Abziehen von Strafgebern, das hier im Schwange steht. Den Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen und ihrer Aufklärung soll seitens der organisierten Arbeiter von nun an große Aufmerksamkeit zugewendet werden. Genossin Hagen will sich der Agitation unter den Frauen und Mädchen annehmen; hoffentlich kommt nun auch in Regensburg die proletarische Frauenbewegung in Fluß. Die Textilarbeiter und -arbeiterinnen waren in Hof trotz strömenden Regens in großer Zahl gekommen. Ein gutes Anzeichen für die erwachende Erkenntnis der Ausgebeuteten. Traurige Bilder von dem Mähen und Leben des Textilproletariats wurden in der Versammlung aufgerollt. — In Langenzenn wollte man bei den Ziegeleiarbeitern versuchen, auch die Arbeiterinnen für die Organisation zu gewinnen. Leider war in der Versammlung selbst auch nicht ein einziges weibliches Wesen zu sehen. Wohl waren einige Frauen gekommen, allein über die Schwelle des Lokals wagten sie sich nicht, vom Flur aus versuchten sie zu verstehen, was drinnen gesprochen wurde. Sie hielten wacker bis zum Schluß aus und gingen mit dem Entschluß nach Hause, das nächste Mal

in die Versammlung selber zu kommen. Die Versammlungen haben ihren Zweck erfüllt. Sie haben uns Abonnenten auf die „Gleichheit“ und die politische Tagespresse gebracht und dadurch zur Ausflärung und Schulung der Werktätigen die Wege gebahnt. Hunderte von Arbeiterinnen sind aus ihrer Gleichgültigkeit aufgerüttelt und viele von ihnen der Organisation ihres Berufs zugeführt worden. Helene Grünberg.

Im Anschluß an den Parteitag sprach Genossin Käbler-Dresden in Bürgeln bei Jena und im Soraer Kreise über: „Der Einfluß der Reichsregierung auf die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen“. In dem letzteren legten drei stark besuchte Volksversammlungen Zeugnis davon ab, daß die heute beliebte Sozialpolitik auch die Frauen zum Interesse am öffentlichen Leben wachpfeicht. Es wurden Mitglieder für die Parteiorganisation sowie Abonnenten für die Preise gewonnen. In Reichenberg, Bezirk Dresden, referierte Genossin Käbler über: „Die Frau als Mutter und Lohnkassierin“. Mit einer kurzen Debatte im Sinne des Referats schloß die Versammlung. Eine weitere außerordentlich gut besuchte Versammlung fand in Leipzig für die Textilarbeiter zur Propagierung des zehntägigen Arbeitstags statt. Eine große Anzahl Personen erklärte ihren Beitritt zum Verband. W. K.

Jahresbericht der Vertrauensperson der Genossinnen von Frankfurt a. M. Die proletarische Frauenbewegung faßt in Frankfurt a. M. allmählich festen Fuß. Von dem Stamm der Genossinnen wurde auf verschiedene Weise versucht, die Frauen für das öffentliche Leben zu interessieren und sie mit Verständnis für den politischen Kampf der Arbeiterklasse zu erfüllen. Im letzten Geschäftsjahr fanden in Frankfurt selbst zwölf öffentliche Versammlungen statt, in der Umgegend fünf, und zwar in Wiesbaden, Biebrich, Offenbach, Griesheim und Jfenburg, die diesem Zwecke dienten und deren guter Verlauf Hoffnungen für den Erfolg unseres Strebens erweckt. Von den behandelten Fragen seien erwähnt: „Der Kampf ums Vereins- und Versammlungsrecht“, „Die Frau und die Armenpflege“, „Die Frau und die Kommunalangelegenheiten“, „Die Frau und der Sozialismus“, „Die Frau und die Wirkung der Handelsverträge“, „Die Volksschule“ usw. Zwei Versammlungen beschäftigten sich mit der Frauenkonferenz, mit dem deutschen und dem preussischen Parteitag. Zur Frauenkonferenz und zu beiden Parteitagen konnten Delegierte der Genossinnen entsandt werden. Es ist dies von großem Nutzen für die Bewegung gewesen. Die von diesen Tagungen heimgebrachten Erfahrungen, Anregungen und Hinweise haben unsere praktische Arbeit wie das Studium, die tiefere Beschäftigung der Genossinnen mit einzelnen Fragen gefördert. Auch durch schriftliche Agitation bemühten wir uns zu wirken. Die Zahl der Abonnentinnen auf die „Gleichheit“ hat sich bis auf 80 vermehrt. Das ist noch wenig, und eine rührige weitere Agitation für die Verbreitung unseres Organs ist sehr am Platze. In 3060 Exemplaren wurde die Broschüre der Genossin Jettin über die Schulfrage gratis an Genossinnen und Genossen verteilt.

Was die gewerkschaftliche Agitations- und Organisationsarbeit unter den Arbeiterinnen anbelangt, so wird sie durch die speziellen Frankfurter Verhältnisse sehr erschwert. Das größte Arbeiterinnenkontingent stellen die Schneiderinnen und Näherinnen. Diese rekrutieren sich aber zum großen Teil aus Töchtern von Beamten, Handwerkern und anderen Kleinbürgern, die der leidige Standesdünkel von der Arbeiterbewegung fernhält. Die Arbeiterinnen der Schuhbranche, des Buchbindergewerbes und anderer Industrien wohnen meist in der Umgegend auf dem Lande, und es kostet sehr viel Zeit und sehr viel Mühe, an sie heranzukommen, feste Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen und sie für den gewerkschaftlichen Organisationsgedanken, das ist für ihre eigene Sache zu gewinnen. Um die Arbeiterinnen aufzuklären und zu organisieren, wurden Werkstube- und Fabrikzusammenkünfte einberufen, die Erfolg hatten. Die Genossinnen werden deshalb fortfahren, in der erprobten Weise weiterzuarbeiten, und es ist nur wünschenswert, daß sich eine noch größere Anzahl von ihnen an dieser Kleinarbeit beteiligt. Praktische Winke und Anregungen hierzu geben die Gewerkschaften und der Bildungsverein für Frauen und Mädchen, der sich rüchlich bemüht, die Genossinnen mit Kenntnissen auszurüsten und ihre Arbeitsfähigkeit zu heben. An Mitgliederzahl hat er erfreulich zugenommen.

Das Einvernehmen zwischen Genossinnen und Genossen ist ein gutes; wir hoffen, daß es auch in Zukunft so bleiben wird. Unsere Gesamteinnahme betrug 697,70 M., die Gesamtausgabe 667,22 M., so daß ein Kassenbestand von 30,48 M. vorhanden ist. Ein Rückblick auf die Tätigkeit der Genossinnen im verfloßenen Jahre erzählt von dem eifrigen Bemühen, dem sozialistischen Ideal zu dienen, er zeigt auch die Notwendigkeit, mit verdoppeltem Fleiße weiterzuarbeiten, um die erzielten Fortschritte festzuhalten und ihnen neue hinzuzufügen. Hierzu bedarf es des tatkräftigen Zusammenwirkens sämtlicher Genossinnen.

Henriette Mirus, Vertrauensperson.
Der Parteitag für die Provinz Schleswig-Vollstein, das Herzogtum Lauenburg, das Fürstentum Lübeck und den Hamburger Staat hat am 15. und 16. Oktober in Elmshorn getagt. Vier Frauen nahmen als Delegierte an ihm teil, die Genossinnen Grünig-Garden, Carstens-Neumünster, Wartenberg-Ottensen und Baumann-Altona. Im Jahresbericht der Agitationskommission wird der Fortschritt Erwähnung getan, welche die proletarische Frauenbewegung und die Verbreitung der „Gleichheit“ insbesondere aufzuweisen hat. Es heißt da: „Große Fortschritte hat die Verbreitung der „Gleichheit“ gemacht, ihre Abonnentenzahl stieg von 104 im Jahre 1908 auf 228 im vorigen Jahre, 1906 ist die Ziffer aber auf 1415 emporgeschwollen. Sie ist jetzt in sämtlichen Wahlkreisen verbreitet, während sie 1908 und 1904

nur erst in fünf Kreisen Leser hatte. Es ist dies ein hocherfreulicher Erfolg der besonders im 6. und 7. Wahlkreis betriebenen Frauenagitation, deren Erfolge sich auch in der Zahl der regelmäßig freiwillige Beiträge zahlenden Genossinnen ausdrücken. Für den 7. Wahlkreis ließ sich diese Zahl leider nicht feststellen, weil die freiwilligen Beiträge nicht regelmäßig gezahlt wurden. Das soll aber im laufenden Jahre geändert werden. Möge uns dieser Erfolg der Frauenagitation in Ansporn dienen, auch in den anderen Wahlkreisen auf diesem so wichtigen Gebiet mehr zu leisten. Die unaufgeklärte Frau ist in jeder Hinsicht ein Hindernis für die aktive Beteiligung des Mannes an der Bewegung, durch verständige Belehrung über unsere Ziele wird die Frau dagegen zur energischen Agitatorin, zum wenigsten wird sie die heranwachsende Generation im sozialistischen Sinne erziehen. Trotz des Beschlusses des letzten Provinzialparteitags, daß auf die Frauenagitation mehr Gewicht zu legen sei, und daß zu diesem Zwecke möglichst an allen größeren Orten weibliche Vertrauenspersonen gewählt werden sollen, existiert in fünf Wahlkreisen noch keine weibliche Vertrauensperson. Die Zahl der abgehaltenen Frauenversammlungen hat sich zwar im allgemeinen erheblich gesteigert, in vier Wahlkreisen sind jedoch gar keine zu verzeichnen.“ Wir verzeichnen diese Ausführungen mit Befriedigung, nicht nur, weil sie von Erfolgen berichten, welche in der Hauptsache der rührigen Tätigkeit unserer Genossinnen zu verdanken sind, sondern weil sie auch mit aller wünschenswerten Deutlichkeit darauf hinweisen, wie viel noch zur Förderung der proletarischen Frauenbewegung geschehen muß. Vermehrt sei noch, daß 33 Frauenversammlungen abgehalten wurden und daß 16 weibliche Vertrauenspersonen tätig sind. Die delegierten Genossinnen beteiligten sich rege an den Arbeiten des Parteitags. Genossin Wartenberg wurde in die Mandatprüfungskommission gewählt. Zur Debatte über das Organisationsstatut sprachen die Genossinnen Baumann und Wartenberg. Erstere befürwortete, daß im Organisationsstatut entsprechend der Bestimmung der sozialdemokratischen Gesamtpartei ein Passus eingefügt würde, der den Frauenversammlungen das Recht zuerkennt, zum Provinzialparteitag Delegierte zu wählen. Letztere begründete ihren Antrag, welcher das System der freiwilligen Parteibeiträge für die Genossinnen, wie es im letzten schleswig-holsteinischen Wahlkreis besteht, für die ganze Provinz eingeführt werden soll. Genosse Adler empfahl im Anschluß daran, den Kreisen die Organisationsverhältnisse bezüglich der Frauen zum Studium zu überweisen. Der Antrag wurde mit diesem Zusatz angenommen. Der Antrag der Genossin Baumann wurde der Kommission überwiefen, welche den Organisationsentwurf nochmals beraten soll, und von ihr akzeptiert. Die Agitationsarbeit der Genossinnen wird in diesem Jahre eine noch regere sein als im Vorjahr. Wir hoffen, daß das Resultat ihres Strebens ein der unermüdblichen Arbeit würdiges sein wird. L. B.

Erklärung.

Auf der letzten Generalversammlung des Verbandes der radikalen Frauenrechtlerinnen in Berlin hat Fräulein Christmann-Köln behauptet:

die sozialdemokratischen Frauen seien zu ihr gekommen und hätten sie gebeten, sie zu lehren, wie man ein Referat halte.

Im Namen der sozialdemokratischen Frauen Kölns erklären die Unterzeichneten dies als eine Unwahrheit. Die Dinge verhalten sich umgekehrt. Fräulein Christmann hat den Genossinnen angeboten, die Leitung eines Rednerkurses zu übernehmen und ein Referat zu halten. Die Genossinnen haben dieses Anerbieten aber abgelehnt.

Frau Rosa Wolf. Frau M. Zeise. Frau Lück.

Politische Rundschau.

Der Marokko-Stummel hat sein Nachspiel in einem Delcassé-Rummel gehabt. Beides Ausgebirgen des chauvinistischen Treibens der herrschenden Klassen, an denen die Völker, wenigstens die großen Massen der Völker, die ausgebeuteten Proletarier keinen Anteil haben. Herr Delcassé war nach Offenbarung seiner bössartigen chauvinistischen Treibereien in der Marokko-Sache von seinen eigenen ministeriellen Amtsbürgern zur Amtsniederlegung genötigt worden. Um seine staatsmännische Größe aller Welt zu offenbaren, trat er die Flucht in die Öffentlichkeit an, indem er in einem bekannten Chauvinistenblatt Enthüllungen veröffentlichte, die darauf hinausliefen, daß er zur Zeit der Marokko-Krise von der englischen Regierung die Zusicherung eines militärischen Bündnisses mit Frankreich erhalten habe. Im Falle Deutschland Frankreich den Krieg erkläre, solle England ihm mit seiner Flotte und mit einem Landungsheer von 100 000 Mann zu Hilfe kommen.

Zunächst hatte Herr Delcassé sich durch diese Enthüllungen nicht nur selbst bis auf die Knochen blamiert, sondern ein für allemal als Minister unmöglich gemacht. Denn wenn wirklich eine ernsthafte Zusicherung dahinter steckte, so wäre es für Herrn Delcassé ein zwingendes Gebot unverbrüchlicher Disziplin gewesen, nichts darüber verlauten zu lassen. — Einem Manne, der so rüchichtslos sogenannte Staatsgeheimnisse seiner Selbstverherrlichung halber ausplaudert, vertraut man sie zum zweitenmal nicht an.

Für Herrn Delcassé wird die Sache aber noch dadurch schlimmer, daß dies angebliche Bündnisversprechen den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an der Stirn trägt. Es bedurfte nicht erst der Versicherung englischer Staatsmänner, um glaubhaft zu machen, daß die englische Regierung als

solche keinesfalls dahintersteckt. Die Regierung eines unter Kontrolle des Parlaments und der Öffentlichkeit arbeitenden Staatsorganismus kann nicht so leicht hin bindende kriegerische Abmachungen eingehen. Möglich ist nur, daß irgendwelche hinter den Kulissen regierende Persönlichkeiten von so etwas geschwafelt haben. Die öffentliche Meinung deutet auf König Eduard selbst hin. Zutruauen wäre es ja diesem alten Rous, daß er in sabditischer Verworfenheit mit dem Gedanken spielte, seine abgestumpften Nerven durch den Blutdunst eines Völkergemeinels zu erregen. Er mag auch in größenwahnsinniger Beschränktheit es für möglich gehalten haben, daß 100 000 Engländer an der schleswig-holsteinischen Küste landen und gegen die zweifellos in überlegener Zahl ihnen entgegengeworfenen deutschen Streitkräfte einen Erfolg erzielen könnten. Er mag auch durch irgend einen höfischen Mittelsmann solche Phantasereien aus der monarchischen Spielschule in Windsor oder Herr Delcassé haben zu raunen lassen; unverzeihlich aber ist, daß Herr Delcassé dieses Blech aus Völkerrückstreich als bare Münze in seinem weltpolitischen Kalkül in Rechnung gesetzt hat.

Einsichtige Politiker in England werden andererseits daraus den Schluß ziehen müssen, daß man dem Monarchismus noch viel zu viel Konzeffionen gemacht hat, indem man dem Monarchen zwar alle wirkliche Regierungsgewalt genommen, ihm aber doch noch als dekoratives Beiwerk zu Repräsentationszwecken den Platz des vergoldeten Knopfes auf dem Kirchthurm eingeräumt hat. Unsere Parteigenossen jedenfalls werden aus diesem Vorkommnis den Antrieß zu erneuter republikanischer Propaganda schöpfen.

Für England und Frankreich also liegen die Lehren des Delcassé-Rummels klar zutage. Nicht so einfach für Deutschland. Die offensbare Böswilligkeit des Delcassé und der höfischen Hintertreppenpolitiker in England hat auch bei uns manchen Parteigenossen zum kritiklosen Einstimmen in das von bürgerlicher Seite erhobene Geschrei über eine „glücklich vereitelte Kriegsgefahr“ verleitet. Die schleunige Vereitelung des weltpolitischen Hanswurstes Delcassé zeigt aber gerade, daß es in Frankreich keine nennenswerten Machtfaktoren mehr gibt, die auf einen Krieg mit Deutschland hinarbeiten. Ebenso hat auch in England keine auf einen Angriffskrieg gegen Deutschland hinarbeitende Richtung irgendwelche Aussicht auf Erfolg. Nur dann, wenn durch das unverantwortliche Treiben der Flottentrompeter, Kolonialschwärmer und Weltpolitiker in Deutschland selbst dem Ausland die Überzeugung beigebracht wird, daß der deutsche Michel mit seinen neubekleideten Panzerhäuten überall doreinfahren will, um sich ein Weltreich zusammenzuklappen, könnten kriegerische Pläne als Vorbeugungsmaßregeln gegen Deutschland auch in England gezeitigt werden. Die aggressiven Weltpolitiker in Deutschland mühen aber gerade den Delcassé-Rummel zur Förderung ihres Treibens aus. Daher das furchterliche Geschrei über glücklich vereitelte Kriegsgefahr. Daher die Verstärkung der Flottenvergrößerungspläne.

Für uns deutsche Sozialdemokraten ist deshalb die Haltung in der gegenwärtigen Lage durch unsere eigenen Verhältnisse gegeben. Bei aller Beurteilung der chauvinistischen Treibereien der Delcassé und Eduard haben wir doch vor allem unseren heimischen Chauvinisten auf die Finger zu klopfen, haben wir zu verhindern, daß die verpufften Delcassé-Antrigen bei uns im Lande zur Anzettelung weif gefährlicherer Pläne, zu Flottenbauten und Weltreichsdräuberien ausgenutzt werden. In dem halbabsolutistischen Deutschland haben höfische Hintertreppenintrigen weit größere Gefahr als in dem nur nominell monarchischen England. Um so mehr ist es unsere Pflicht, die friedlichen Interessen des deutschen Proletariats mit aller erdenklichen Buacht hierzu-lande zur Geltung zu bringen, um gleiche Bestrebungen im Ausland zu wecken und zu stärken. Dann aber auch müssen wir darauf hinwirken, daß die höfischen Einflüsse auch aus unserem politischen Leben wegen ihrer volkserwerberischen Gefährlichkeit mehr und mehr ausgeschaltet werden.

Auch auf anderem Gebiet kann man die höfischen Einflüsse neuerdings in Deutschland wieder einmal in ihrer unkontrollierbaren Wirksamkeit beobachten. Der gleichgültige Möller ist von seinem Posten als preussischer Handelsminister wieder ins Privatleben hinausbefördert worden. Mit einer Arbeitsfette wurde der blaue Fleck überklebt wo ihn der Emissionsspuß getroffen hat. Ein gleichgültiger Delbrück, bisher Oberpräsident von Westpreußen, tritt an seine Stelle. Aber nicht ein politischer Kampf in der Öffentlichkeit, nicht parlamentarische Auseinandersetzungen haben diesen Ministerwechsel zuwege gebracht, sondern unkontrollierbare Vorgänge, die sich hinter den Kulissen abspielten. Man munkelt allerlei: Großindustrielles Mißbehagen, großagrarisches Mißbehagen hätten dem langen Möller den Ministerfessel unter seinem Mittelgestell fortgezogen. Genaus weiß man nicht, wird man auch nicht erfahren, ist auch völlig gleichgültig, solange höfische Bestimmung auf dunkle Beeinflussungen irgend welcher Interessenten hin die Ministerposten besetzt. Solange noch ein Minister wie derzeit Herr v. Bülow eines Ministerposten, sogar den Reichskanzlerposten mit der Bemerkung antreten kann: „Meine Herren, Sie kennen mich ja noch gar nicht!“ — ist es überhaupt zwecklos, sich in Erwägungen über die Gründe eines Ministerwechsels zu verhefen. Deshalb ist es für die weitere Entwicklung unserer Politik belanglos, ob auch Herr Schönfeldt durch einen anderen juristischen Bureaukraten ersetzt werden wird, oder ob Herr v. Podbielski durch Amtsentlassung Gelegenheit erhält, wieder in die Kroneisenerantenfirma Toppelstich einzutreten. Das ministerielle Schattenspiel wird einige andere Figuren vor unseren Augen vorüberziehen lassen, bis die Schattenfigur des Vulcanus sie mit seiner Schattenpritsche gleichfalls in die Versenkung hinunterklatst. G. L.

Genossenschaftliche Rundschau.

Das 21. Geschäftsjahr des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz, des größten im Zentralverband, war reich an Schwierigkeiten, aber auch an geschäftlichen Erfolgen. Darin vollzog sich der Zusammenbruch des Konsumvereins Leipzig-Connewitz, verursacht durch mangelhafte Geschäftsführung und Kontrolle, namentlich durch die Einführung der Fleischerei und deren Aufrechterhaltung trotz ungünstiger Ergebnisse. Da dieser Mißerfolg, der noch jetzt von den Gegnern der Konsumgenossenschaften in ermüdender Weise breitgetreten wird — ein Beweis für die Seltenheit solcher Fälle, deren jeder die tausendfache Zahl lausmännlicher Vantotte gegenübersteht —, die Interessen von 2500 Mitgliedern gefährdete und der Genossenschaftsfrage in Leipzig überhaupt Abbruch zu tun drohte, griff der starke und festbegründete Plagwitzer Verein rettend ein. Er übernahm die Betriebe und sand die Gläubiger ab. Doch erwies sich auch in diesem Falle die Fleischerei als besonders schwierig für genossenschaftlichen Betrieb, zumal in der jetzigen Zeitrungsperiode. Dazu kam, daß die strapellose Hege und die Ausschachtung des Connewitzer Falles durch die „Mittelständler“ der ganzen Arbeit der Konsumvereine große Schwierigkeiten bereiteten. So wurden auf der Sparkasse des Vereins 148 000 M. mehr abgehoben als eingezahlt, so daß sie zu Ende Juni dieses Jahres noch rund 1 240 400 M. auf 8974 Konten enthielt. Die Mitgliederzahl stieg von 38 654 auf 38 354, der Gesamtbetrag der eingezahlten Geschäftsguthaben der Mitglieder auf 1 142 127, des Vereinsvermögens auf 672 870 M. Der Umsatz erhöhte sich um 1 008 736 M. und betrug 13 062 082 M., wovon rund 562 500 M. auf die übernommenen Connewitzer Geschäfte kamen, so daß auf die alten Betriebsstellen ein Zuwachs von rund 444 200 M. entfiel. Der Verein besitzt jetzt 67 Verkaufsstellen, wovon drei Warenhäuser, drei Läden für Schnittwaren und neun für Fleisch. Er besitzt Grundstücke und Gebäude im Buchwert von rund 2 880 000 M., auf denen Grundschulden in Höhe von 1 172 000 M. ruhen, während für rund 1 142 000 M. Hausanteile in den Händen der Mitglieder sind.

Beschäftigt wurden 909 Personen, darunter 596 weibliche. Davon waren 5 Vorstandsmitglieder und 35 Buchhalter, Kontoristen und Expedienten im Bureau und Hauptlager, 66 Lagerhalter und 1 Lagerhalterin, 478 Verkäuferinnen und Lagerarbeiterinnen, 56 sonstige Arbeiterinnen, 143 Arbeiter als Tischler, Sattler, Klempner, Geschirrführer, Markthelfer und Lagerarbeiter, 1 Obermüller und 18 Müller, 4 Oberbäcker und 78 Bäcker, 1 Fleischermeister und 22 Fleischergehilfen, 1 Obermaischm. An Löhnen, Gehältern und Versicherungsbeiträgen wurden 980 426 M. bezahlt. Die Löhne betragen für Arbeiter 22,50 M., steigend in zwei Jahren auf 28,50 M. pro Woche, für Arbeiterinnen 2 bis 17 M. pro Woche, für Arbeitsmädchen 40 bis 60 M. pro Monat. Die Arbeitszeit beträgt acht, bei den Bäckern sieben und einhalb Stunden (in drei Schichten, jede dritte Woche Nachtschicht). Die Lagerhalter beziehen jährlich 1440 M., steigend in zehn Jahren auf 2000 M., dazu 250 bis 400 M. Wohnungsentwöhnung. Die Verkäuferinnen beginnen mit 40 M., steigend in vier Jahren auf 80 M. pro Monat, dazu 10 bis 20 M. Weihnachtsgeschenke. Die Beiträge zur Arbeiterversicherung trägt der Verein vollständig, vom kommenden Jahre weiterhin 3 Prozent der Gehälter und Löhne der zur Unterstützungskasse des Zentralverbandes, der der Verein beigetreten ist, gehörigen Angestellten und Arbeiter.

Die Arbeitszeit der im Verkauf beschäftigten Personen dauert von früh halb acht Uhr bis abends acht Uhr mit zweistündiger Mittagspause, einem halben freien Wochentag, Sonntagsruhe und einer Woche jährlicher Ferien. Nur in den Fleischläden besteht Sonnabends der Neumährschluß und Sonntags von halb sieben bis halb neun Uhr früh Geschäftszeit, auch für die von Connewitz übernommenen Fleischer noch zehnstündige Arbeitszeit, die indes verkürzt werden wird.

Die Mühle verarbeitete 225 800 Zentner, gleich 1129 Waggons zu 200 Zentner. Die Bäckerei (außer der kleinen in Connewitz) stellte in der einen Woche vom 5. bis 8. April d. J. 3578 Zentner Brot her. Sie wird betrieben in einem hellen, luftigen Saale von 80 Meter Länge, 10 Meter Breite und 5 Meter Höhe mit 18 Doppeldöfen, Knet- und Teigteilmaschine usw.

An arbeitslose Mitglieder wurden 1323 kleine und 2453 große Brote unentgeltlich verteilt. Ferner besteht zur Durchführung des Barverkaufs die Einrichtung der „Abschlagdividende“ von 7 Prozent (wozu später noch 2 Prozent hinzukommen) und die Beleihung des eingezahlten Geschäftsanteils (durchschnittlich) sind auf den Anteil von 40 M. eingezahlt 29,70 M.). Die allgemeine Rückvergütung betrug 10 Prozent bei einem Reinerüberschuss von 1 293 322 M. An Steuern mußten 113 214 M. entrichtet werden, fast 9 Prozent des Reinerüberschusses! Diese Tatsachen und Zahlen von dem größten der fortgeschrittenen deutschen Konsumvereine — insgesamt umfassen die Vereine des Leipziger Gebiets heute etwa 50 000 Mitglieder, entsprechend der Hälfte der Gesamtbevölkerung, mit einem Umsatz von rund 18 Millionen Mark und gegen 1200 beschäftigten Personen — zeigen, wie mit gutem und beharrlichem Willen auch arme Arbeiter wirtschaftliche Machtgebilde und — im Vergleich mit dem Privatbetrieb — mustergültige Arbeitsverhältnisse schaffen können. Mit seinen erwähnten Betrieben, zu denen Kaffeerösterei, Abfälleinrichtungen für Getränke und Sirup, Fabrikation von kohlensäurem Wasser und Limonaden, Butterformerei und Käseerei hinzukommen, steht der Verein weit aus an der Spitze des örtlichen Lebensmittelgeschäfts.

Die Fleischerei mit Wurstfabrikation wird nach Baseler Muster voraussichtlich auch bald mit angemessenem Ertrag betrieben werden können. Die Herstellung von Teigwaren und die Eierkonservierung nach dem Vorgang Stuttgarts sind ins Auge gefaßt. Dazu sollte das Milchgeschäft, das zu den notwendigsten im Interesse der Volksernährung gehört und in Basel sich glänzend bewährt, eifrig gepflegt, auch die Herstellung von Wäsche und Arbeiterkleidung sowie Maß- und Reparaturarbeit in Kleidern und Stiefeln eingeführt und an Stelle elender Hausindustrie und kümmerlichen Zwergbetriebs mustergültiger Betrieb in eigener Regie nach dem Vorgang von Gent und Brüssel gesetzt werden. Schließlich noch nach Hamburger Muster die Erstellung von Wohnungen — die „Produktion“ schafft dort zurzeit in einem Kriesegebäude neben Läden, Saal und Wirtschaftseinrichtungen nicht weniger als 256 Wohnungen von 1 bis 4 Zimmern für Mitglieder —, endlich noch der Zusammenschluß aller Vereine Groß-Leipzigs: das ergäbe eine Wohlfahrtsvereinigung und einen wirtschaftlichen Nachfaktor ersten Ranges, ganz aus eigener Kraft geschafften. Doch auch heute ist schon viel erreicht, ein blühendes Unternehmen der Arbeiterschaft Leipzigs als Vorbild zahlloser anderer Genossenschaften.

Simon Kayenfein.

Notizenteil.

Genossenschaftliche Arbeiterinnenorganisation.

Ein Kampf in der sächsisch-thüringischen Textilindustrie steht bevor, den wieder einmal die Willkür der Unternehmer herauszubeschwören droht.

Die Weber und Weberinnen der Betriebe, welche dem Verband der sächsisch-thüringischen Webereien angeschlossen sind, forderten eine Regelung und Erhöhung ihrer Löhne. Die Unternehmer wiesen jedoch ihre gerechte Forderung ab und wollten sie mit einem Lohnstarif absperrn, der kaum nennenswerte Verbesserungen enthielt. Als Antwort auf diese Zumutung reichten am 6. Oktober in vier Geraer Fabriken 915 Personen ihre Kündigung ein. Darauf gaben die organisierten Fabrikanten von Gera durch Anschlag bekannt, daß sie sämtliche Weber und Weberinnen nach vorausgegangener Kündigung am 27. Oktober aussperrn würden, falls sich in den vier Betrieben bis zum 12. Oktober abends nicht genügend Arbeiter bereit erklärt hätten, die Arbeit fortzusetzen. Das war nicht der Fall, und die Unternehmer kündigten nun auch den Arbeitswilligen der vier Betriebe. Die Textilbarone wollen die ganze Macht der Organisation zur Niedergewinnung der Arbeiterforderungen aufbieten. Auf seiner Generalversammlung in Greiz beschloß der Verband sächsisch-thüringischer Webereien die Schließung sämtlicher Verbandsbetriebe am 23. Oktober, beziehungsweise am 4. November. Die Organisation der sächsisch-thüringischen Färbereibesitzer hat ihre Solidarität mit dem Beschluß erklärt.

Mit gespannter Aufmerksamkeit muß man der Weiterentwicklung der Dinge entgegensehen, welche von dem Prozeßsinn der Fabrikanten einem Konflikt zugetrieben werden. Der Bezirk des Unternehmerrings umfaßt sechs Ortsgruppen mit 216 Verbandsbetrieben, 34238 mechanischen Webstühlen und rund 1800 Webern und Weberinnen. Einschließlich der in den Färbereien, Vorrichtereien usw. Beschäftigten dürfte die angebotene Aussperrung rund 40 000 Personen betreffen. 40 000 fleißige Arbeiter und Arbeiterinnen, die mit den Ihrigen brotlos auf Straßenpflaster geworfen werden sollen, weil einige Hundert von ihnen es gewagt hatten, ihr Recht auf besseren Lohn geltend zu machen! Dagegen soll ein Exempel statuiert, es soll den begehrlichen Sklaven des Kapitals vor allem recht scharf zum Bewußtsein gebracht werden, wer allein Herr im Hause ist. Denn nicht die Unerschütterlichkeit der Arbeiterforderungen ist es, welche die Unternehmer zur Aussperrung veranlaßt, das ist vielmehr der Wunsch nach einer Nachtprobe zwischen Kapital und Arbeit, einer Nachtprobe, in welcher die Unternehmerorganisation die verhasste Arbeiterorganisation zerschmettern soll. Hat doch Herr Focke-Gera unumwunden erklärt, „er halte die Lohnaufbesserung für die Ortsgruppe Gera für sehr mäßig, auch in Greiz sei dieselbe nicht zu hoch. Aber jedes weitere Zugeständnis sei ein Triumph für die Führer der Organisation“.

So stellt sich das Vorgehen der sächsisch-thüringischen Textilbarone dar als ein Glied in der systematisch geübten Taktik der Unternehmer, die geringfügigsten Forderungen kleiner Arbeitergruppen mit einer Niesenausperrung zu beantworten und die volle Macht der organisierten Ausbeuter gegen die Organisation der Ausbeuteten zu lehren. Diese Taktik fordert mehr als je, daß die Arbeiter sich fest an ihre Gewerkschaft anschließen und diese immer widerstandsfähiger gestalten. Dieser Erkenntnis werden sich auch die Textilarbeiter und -arbeiterinnen nicht verschließen. Was die mit der kapitalistischen Hungerpeitsche Bedrohten anbelangt, so sehen sie der Entscheidung mutig und fest entgegen, von ihrem Rechte überzeugt und wissend, daß sie es mit harten, rücksichtslosen Gegnern zu tun haben.

Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen.

Arbeiterinnenelend in Nürnberg. In der Nürnberger Industrie, aus der die Herren Kapitalisten alljährlich Hunderttausende und Hunderttausende Gewinn ziehen, ist die Lage der meisten Arbeiterinnen eine erbärmliche. Dafür einige Beispiele von vielen. In der Metallwarenfabrik von J. Werder, davon zwei Drittel Arbeiterinnen, sind für die letzten Hungerlöhne von 7,50 bis 9 M. wöchentlich an der Tagesordnung. Verg- und gewissenlos erreicht uns die Zu-

mutung, daß ein Mensch mit dieser „fürstlichen“ Bezahlung die Kosten für Wohnung, Nahrung, Kleidung und auch für geistige Bedürfnisse bestreiten soll, auf die doch nicht nur die Ausbeuter, sondern auch die Ausgebeuteten ein Recht haben. Zur Wahrung ihrer Interessen wählen die Arbeiter und Arbeiterinnen des Betriebs kürzlich einen fünfgliedrigen Arbeiterausschuß, dem zusammen mit drei Männern zwei Frauen angehören. Die in der Fabrik Beschäftigten müssen sich nun angelegen sein lassen, diesem Ausschuss Geltung zu verschaffen. Dazu ist vor allem ein intensives Arbeiten nötig, um die Organisation zu stärken. Von den vielen weiblichen Arbeitern gehört erst ein Fünftel der Gewerkschaft an. Daß aber die Arbeitsbedingungen um so mehr verbessert werden können, je größer die Zahl der Organisierten ist, sollte die Lohnbewegung von 1904 den Arbeiterinnen gelehrt haben. Die gut organisierten Arbeiter erlangen damals eine Lohn-erhöhung von 10 Prozent, die schlecht organisierten Arbeiterinnen dagegen nur eine solche von 5 Prozent. Für die Gesamtbeschäftigten aber hatte die Organisation die 57 stündige Arbeitszeit erobert.

Nicht besser wie bei der Firma Werder steht es in der Faberischen Bleistiftfabrik aus. Von den 1100 beschäftigten Personen sind zwei Drittel Arbeiterinnen. Die tägliche Arbeitszeit beträgt 9 1/2 Stunden, eine Frühstückspause darf aber nicht innegehalten werden, sondern die Arbeiter und Arbeiterinnen müssen während der Arbeit essen. Es wurde behauptet, die Firma stelle keine Arbeiterin unter 12 M. Wochenlohn ein. Eingelegene Erkundigungen ergaben aber, daß die Auswieserinnen Löhne von 7 bis 8 M. erhalten. Die einzigen Arbeiterinnen, die etwas mehr verdienen, sind die Leimerinnen. Sie leisten Männerarbeit und stehen vor der Wahl, entweder ihre Gesundheit oder ihr bißchen Mehrverdienst zu opfern. Ihre Arbeit ist nämlich derart, daß sie bei ihr nur aushalten können, wenn sie sich sehr kräftig ernähren. Von dem Verdienst der Arbeiterinnen kommen noch die Strafen für Zuspätkommen oder unentschuldigtes Fernbleiben von der Arbeit in Abzug. Sie erreichen oft die Höhe eines halben Tagelohnes. Die kurze Mittagspause erlaubt vielen Arbeiterinnen nicht, nach Hause zu Tische zu gehen. Da ihnen bis vor kurzem kein Aufenthaltsraum zur Verfügung stand, waren sie gezwungen, ihre Mahlzeit auf der Straße in der Nähe der Fabrik einzunehmen. Die Vorübergehenden konnten dann im Gedanken an die „nun volle Kompottschüssel“ das äußerst larme Mittagmahl der Frauen und Mädchen bewundern. Trocken Brot und etwas Presssaft (die norddeutsche Blutwurst), Kaffee und vielleicht, wenn es hoch kommt, hin und wieder einmal einen Schoppen Bier, so ist ihr Küchensettel einen Tag wie den anderen bestellt. Dabei sollen sie ihre Gesundheit und Kraft bewahren! Die Firma muß sich wohl ob des ärmlichen Essens vor der Öffentlichkeit geschämt haben, denn schließlich war sie so „human“, einen Speisesaal einzurichten, in dem die Arbeiter und Arbeiterinnen wenigstens unter Dach und Fach sind.

Trotz der mitgeteilten Verhältnisse sind die Faberischen Arbeiter und Arbeiterinnen in Nürnberg noch die bestgestellten ihrer Branche. Die anderen Bleistiftfabriken erfreuen sich noch „herrlicherer“ Zustände. Die Firma Faber in Stein zum Beispiel leistet in der Ausbeutung ihrer Arbeiter und Arbeiterinnen geradezu Außerordentliches, sie läßt unter Umständen 116 Stunden in der Woche arbeiten! Und wie liegen die Dinge in der Fabrik von Schwanhäuser, trotz der Ausführungen, für die ihr Vorgesetzter jüngst in Mannheim auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik so großen Beifall erntete: „Ich bin auch ein nationalliberaler Arbeitgeber“, sagte der Herr. „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ein Werk nur dann prosperieren kann, wenn es auch den Arbeitern gut geht. Dazu gehört aber, daß mit den Arbeitern auf dem Fuße der Gleichberechtigung verhandelt wird. Ohne Tarifverträge wird auf die Dauer nicht auszukommen sein.“ Das sind verständige Worte. Aber: „Zwischen Lipp und Kelchbrand schwebt des schwarzen Schicksals Hand“, wie es heißt. Zwischen der Theorie und Praxis steht die kapitalistische Ordnung mit ihrer Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Zwei Seelen wohnen, ach, in der Brust des Herrn Schwanhäuser. Und so ist der Betrieb des Unternehmers Schwanhäuser durchaus nicht die Musteranstalt, welche die Worte des Sozialpolitikers Schwanhäuser vermuten lassen. Das empfinden die bei ihm beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen oft bitter. Dringend wünschen sie, es möchte zu Ehren der bürgerlichen Sozialpolitik der weite Spielraum für Verbesserungen endlich genutzt werden, der in dem Unternehmen vorhanden ist. Bei der Firma Frischeis kann man ebenfalls ausreichend Studien darüber machen, wie in der Bleistiftfabrikation dem Unternehmerprofi die Rücksicht auf Gesundheit und Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen geopfert wird.

Freilich, in anderen Industrien ist die Lage der Arbeiterinnen nicht besser. So zählt zum Beispiel die Wollwarenfabrik Hoffmann den Textilarbeiterinnen wöchentliche Löhne von 7, 8 und 9 M., und an Mißständen verschiedener Art ist auch hier kein Mangel. Wo immer man einen Blick in die Verhältnisse der Arbeiterinnen tut, drängt sich der schreiende Gegensatz zu der Existenz der Leute auf, die durch die proletarische Arbeit reich gemacht werden. Es scheint dann unverstänglich, wie die Arbeiterinnen ihr Joch so gleichgültig weiterzuschleppen, statt sich zum Kampfe für die Verbesserung ihrer Lage zusammenzuschließen. Ihre Gleichgültigkeit muß gebrochen werden. Empfinden die Arbeiterinnenmassen erst das Elend ihres Loses, so werden sie bald in Reih und Glied der modernen Arbeiterbewegung stehen.

Helene Grünberg.

Maria Cwowna Berditschewskaja.*

(Erzählt von der Soldatenka beim Barrikadenbau am Petersburger Blutsonntag, 22. Januar 1905.)

Von Otto Krille.

Die Welle will ich preisen, die im Sand verrinnt,
Der trägt den Blut das Erdreich zu erweichen.
Ruhmloser Tod, wenn Sonne oder Wind
Die Knospe streift vom Baum, dem blütenreichen!
Es mag der Schmerz um jedes Schicksal weinen,
Um jedes Leben, grabbedroht,
Doch tränenlose Ewigkeit für deinen,
Für solchen Kettertod.

In jenes Mordes frechem Bacchanale
War deine Tat ein leuchtendes „Erkennt!“
Die Barrikade ward zum Rächermale,
Worauf des Rechtes ew'ge Flamme brennt.
Du Mädchen von der Helden großem Stamme,
Dein Blut verbraucht, dein stürmisch Herz versinkt,
An deiner Asche noch entzündet sich die Flamme,
Die Rußlands Freiheit bringt.

Irrlichter.

Von Uda Christen.

(Fortsetzung.)

„Ich kann nicht begreifen, daß Sie den Menschen auch nur sehen mögen, Herr Friedel. Er redet immer nur nichtsbrauchiges Zeug zusammen und riecht nach Schnaps... der...“ brummte Frau Lore und lästete gereizt die Stube, wenn der unliebsame Gast draußen war. Zu ihrer Freude wurden aber die freundschaftlichen Besuche immer seltener, endlich kam Kasimir durch Monate nicht, und von dem Schenkwirt im Nachbarhause hörte sie, er sei bei Nacht und Nebel davongegangen.

Nun arbeitete Friedel ohne jede Störung weiter, nur zwei Stunden des Tages gab er den halbwüchsigen Buben einer Nachbarin Unterricht; er müsse sich das Geld, das er zu seinem „Doktorwerden“ brauche, verdienen, sagte er ruhig zu Lore.

Die junge Frau nahm aber die Sache anders auf, sie frug erst ihren Mann um Rat, ob der Herr Friedel nicht zu viel Zeit verlore mit dem Unterrichten, und ob es für so einen Herrn keine Schande sei, wenn er den „Schneiderbuben“ etwas lehre.

Der kranke gelähmte Mann hörte aufmerksam zu, dann sagte er gemessen:

„Kann das schon tun, unser Herr Friedel, haben oft große Herren, Minister und Professoren Unterricht für das tägliche Brot gegeben, wie sie noch Studenten waren, muß ihm das nicht verleidern.“

„Mein Mann meint auch, es ist keine Schande, wenn Sie Unterricht geben; Sie haben doch recht, meint ein Mann, gelt Josef?“ ... bedeutete Lore, als die Drei ihr bescheidenes Abendbrot nahmen, und schon am nächsten Tage kamen die Söhne der reichen Schneidermeisterin zu den Unterrichtsstunden.

Der Winter ging so hin, und der Frühling überraschte den jungen Krankkopf mit bleichen eingefallenen Wangen, mit dunklen Ringen unter den blauen Augen. Friedel hatte die Sache gar ernst genommen, er war fast erkrankt über seinen dicken Büchern, die Lore immer mit einer bewundernden Scheu betrachtete. Aber alle Mühe war vergeblich, als er einmal mit hochroten Backen heimgeilt kam.

„Was ist denn geschehen, Herr Friedel...?“ fragte Lore betroffen.

Er antwortete zuerst nicht, legte nur ein Pergament mit bunten Schnörkeln auf den Tisch, packte ihre beiden Hände und rüttelte sie, als ob er sie aus den Gelenken ziehen wollte, und dann gluckte er nur heraus damit, so daß seine Stimme anders klang als sonst:

„So, alles — ist gut gegangen, jetzt — jetzt bin ich Doktor, und jetzt kann ich euch bald heimzahlen, was ihr Gutes an mir getan habt, Lore, ich dann —“ er konnte nicht weiterreden... er schluckte... atmete... und presste seine Stirne an die Fensterscheibe.

„Herr Doktor!“ rief es leise und schelmisch von dem Krankenlager her.

„Josef!...“ Mit einem Satz war Friedel bei dem Kranken, er richtete ihn strammstehend in die Höhe, gab ihm einen schallenden Kuß auf die Stirne und legte ihn behutsam, wie etwas Zerbrechliches, wieder in die Kissen, dann drehte er sich auf dem Absatz um, lachte fröhlich, wie seit langer Zeit nicht mehr, und lief in seine Stube.

Lore nahm das Pergament sorgsam mit den Fingerspitzen und legte es auf die Bettdecke ihres Mannes. „Lies mir das jetzt einmal vor.“ sagte sie, beugte sich zu ihm nieder und fuhr mit dem Finger von einem Worte zum anderen:

„Ja, Weib...“ meinte Josef nach langem, mühseligen Buchstabieren, „das ist die lateinische Sprache, die kann ich nicht lesen, das Ganze ist halt so eine Schrift, die einer kriegen tut, wenn er was wird.“

Friedel war „etwas geworden“. Gleich in den nächsten Wochen hing das Doktorschild unter seinem Stubensfenster. Diese Tatsache stimmte sogar den alten Gerichtsboten verständlich, er ging hin und sah zu, ob es auch wirklich wahr sei, und als er dem jungen Doktor danach selber begegnete, zog er mit verzeihender Milde seinen alten, formlos gewordenen Amtshut. Bald kamen auch Kranke, jene Aufgegebenen, an welchen mancher Arzt vergeblich sein Heil versucht; dann die Geizigen und Armen, welche wissen, daß ein russischer Anfänger bescheiden in seinen Forderungen ist. Später trieb die Neugierde manchen alten Bekannten — von Vaterzeiten her — an, ihn bei leichten Fällen rufen zu lassen, und überall bewies sich Friedel flug und flüchtig.

„Ist etwas Rechtes aus ihm geworden, hätte es nie geglaubt, ein Bursche, der sein Vaterhaus verlumpft hat!...“ sagte der Braumeister in seiner murrigen Art, als er mit den alten Bürgern in seiner Schenkstube an dem vornehmen Stammgästetisch saß.

Der Junst- und Bäckermeister Brand, der Friedels Haus gekauft hatte, erwiderte ablehnend, daß man leichtsinnige Studentenstreiche für immer vergeben und vergessen müsse, denn der Doktor habe sich jetzt wirklich als ein ganzer Mann erwiesen, der unter ganz elenden Verhältnissen was Ehrliches zuwege gebracht hätte.

Und der Bäckermeister freute sich auch wirklich, daß es mit Friedel so gekommen war, denn seine Tochter, die blonde Hanne, wußte wohl, warum ihr die ganze Gasse wie ausgestorben schien, seitdem Friedels Haus unbewohnt war.

„Es wär doch besser gewesen, der Herr Vater hätte das Haus drüben nicht gekauft,“ seufzte sie an demselben Morgen, an welchem Friedel bei dem Polen seinen Einzug hielt.

„Wenn ich es nicht gekauft hätt', so wär ein anderer gekommen,“ schmunzelte der dicke Bäcker breit, tätschelte die große Hand seines Kindes und meinte pffrig: „Ich lasse die alte Baracke drüben niederreißen, baue ein schönes Haus hin, mit großen Spiegelscheibensfenstern und einem Altan, da kannst du dann selber heraussehen da drüben... und ein anderer... wenn er wirklich gut tut... neben dir... He! Hanne... neben dir!“

Der andere aber, an welchen die zwei Menschen fast immer dachten, saß daheim bei dem kranken Josef, redete mit ihm in seiner schlichten Sprache, pflegte ihn und hatte seine Freude daran, wenn er dem geduldigen Manne auch nur ein wenig sein Leiden erleichtern konnte, doch so viel Glück er sonst mit allen seinen Kranken hatte, bei Josef war seine Kunst verloren.

„Die Sicht kommt immer höher hinauf, von den Föhnen bis in sein gutes altes Herz“... sagte Lore.

Es half keine Pflege und kein Mittel mehr, wie sich auch Friedel Mühe gab, das flackernde Leben anzufachen, es erlosch doch einmal in aller Stille, und vier Männer trugen den einfachen Sarg hinaus zu der letzten Heimstätte... Hinter dem Sarge gingen Lore und Friedel und zunächst dann die Menge Nachbarn, welche sich leise darob wunderten, daß der alte Josef so lange gelebt habe.

Durch den Tod des Mannes war plötzlich alles verändert im Hause. Lore, die früher nie zu Atem kam von all dem Waschen und Plätten für fremde Leute, von all dem Putzen und Fegen in der Wirtschaft, von all der Pflege und Mühe mit ihrem seit Jahren gelähmten Manne; dieselbe bewegliche, rasche, laute Lore saß jetzt in einem Winkel, hatte die Hände in ihrem Schoß liegen und dachte an keine Arbeit. Friedel schaute nur auf das leere Bett, wenn er kam und ging. Wollte er die Witwe anreden, so zuckten und zitterten seine Lippen, er fand vor lauter eigener Betrübniß kein tröstendes Wort für sie... Die Stuben, die ihnen sonst fast zu klein wurden, waren ihnen nun viel zu groß, und allüberall fehlte das freundliche Gesicht, das geduldige Lächeln des armen Verstorbenen... Die Stunden, welche Friedel sonst neben dem Krankenbett daheim verbracht hatte, wußte er jetzt auch schwer auszufüllen. Widerwillig suchte er zuweilen einen Studien-genossen auf, oder ging in eines jener Bürgerhäuser, wo er im Laufe der Zeit als Hausarzt aufgenommen worden und stets willkommen war. Aber auch dort saß er still und in sich gelehrt, und die drallen jungen Mädchen, die sonst über seine lustigen Reden lachten, und wenn er der Türe den Rücken lehnte, sich neckten, welche von ihnen „Frau Doktor“ würde, diese jungen Oberhinaus meinten, der Doktor müsse nun wirklich recht verliebt sein, denn so traurig wäre man nicht um irgend eines toten Mannes willen.

Allmählich kam alles wieder in das alte Geleise, die Witwe und Friedel lebten ruhig nebeneinander weiter, nur sahen sie sich weniger wie früher, weil die traulichen Abendstunden, die sie zu Dreien zugebracht hatten, jetzt fehlten; sie wußten allein nichts zu reden miteinander.

„Sie werden sich doch jetzt anderswo einmieten, Herr Doktor?“ fragte der murrige Braumeister hinterhältig, als Friedel eines Abends bei ihm in der Schenke saß.

„Wüßte nicht warum,“ war die ruhige Erwiderung. Als der Brauer später diese lange Antwort wieder erzählte und der ganze Bürgerlich seine Ansichten darüber aussprach, da sagte die Schneidermeisterin, welche stets statt ihres kleinen Mannes redete, gewichtig und entschieden:

„Nein, er hat nichts mit ihr, er ist ein moralischer junger Mensch geworden, und sie ist auch ein ordentliches Frauenzimmer, wenn sie auch hausieren gehen tut. Hätte ich sonst meine Buben hinüber geschickt in die Unterrichtsstunden? Was halten Sie denn von mir?“

Der Brauer schupfte drei-, viermal die Achseln, zog den Mund schief, ging hinter seinen Schenkstisch, stützte die geballte Hand auf und schaute mit verdrießlicher Überlegenheit auf die anderen Männer, welche der Frau, wenn auch rückhaltvoll, beistimmten.

Der erste Krankenbesuch, welchen der junge Doktor seit einiger Zeit an jedem Tage machte, galt einem einstigen Studiengenossen. Obwohl der Kranke schon wieder ganz genesen war, suchte ihn Friedel doch gern auf, er bedauerte fast, daß er in früheren Tagen diese etwas kühle, aber vornehme Natur fallen ließ und sich an den verbummelten Polen anschloß... Es war eine verhängnisvolle Stunde, in welcher er flüchtig entschied, den Morgenbesuch aufzuschieben, eine verhängnisvolle Stunde, als er später zur Mittagszeit ermüdet die Treppe hinaufstieg. Schon auf den ersten Stufen hörte er lustiges einfältiges Lachen und Schreien aus der Studierstube niedertönen, und je höher er schritt, desto lauter wurde der Lärm junger übermütiger Stimmen; als er aber die Türflanke in seiner Hand hielt, konnte er deutlich den spöttisch-zärtlich ausgesprochenen Namen: Lore! — unterscheiden. Hastig öffnete er, warf einen Blick in das Zimmer, stürzte quer hindurch und drängte sich neben die Frau, welche zornbebend zwischen fünf blutjungen Burschen stand, die sich mit täppischer Zudringlichkeit um sie bewarben und ihr feste doppelsinnige Schmeicheleien zuriefen.

Sie schien nichts von alledem zu hören, unwillkürlich hielt sie ihren Korb wie zur Abwehr und schaute mit zornsprühenden Augen auf den Hausherrn, der matt in einem Lehnstuhl lag, mit seinen schlanken Fingern auf einem Marmortischchen trommelte und für das beleidigte Weib nur ein gleichgültiges Lächeln hatte.

„Was ist das, Hans? Du duldest eine solche Roheit in deinem Hause?“ schrie Friedel und wies die jungen Leute mit einer heftigen Handbewegung zurück.

„Grüne Bursche, die jede Schürze aus Rand und Band bringt,“ erklärte der Hausherr und streckte Friedel die Hand entgegen.

„Gassenbuben!“ flog es jetzt rauh von Lorens Lippen, sie riß ihren Korb an sich, rannte durch die Stube und warf die Türe dröhnend hinter sich zu.

„Und konntest du den ungeschlachteten Burschen da nicht sagen, daß diese Frau nicht zu jenen zählt, die sonst auf eure Stuben kommen?“ frug Friedel gereizt.

„Bist du dessen gewiß?“ war die ruhige Erwiderung, und gedehnt setzte der bleiche erste Mensch dem fieberhaft Aufhorchenden auseinander, daß, wer sich in die Höhle des Löwen begibt, darin umkommt... daß die Frau alt und häßlich sein müßte, wenn sie unangefochten Tag für Tag von einer Studentenstube in die andere gehen könnte, nicht aber solche Augen haben dürfe, welche nichts weniger als die einer Heiligen wären... „Aber ich bitte dich,“ schloß Hans leidenschaftlos, „hast du dieses Weib noch niemals genau angesehen?“

„Angesehen?“ wiederholte Friedel, „nein... ja...“ und dabei horchte er noch immer, denn die gleichmütige klare Stimme klang, als komme sie von weit her, etwa von der Straße herauf, durch kurze Windstöße zum Fenster hereingeweht... und dazwischen fauste und brodelte noch etwas fort und fort, als ob die Diele sich senkte und die ganze Stube unter Wasser stünde... Er schaute allen den Menschen, die um ihn standen, nacheinander in die Augen und dachte dabei an die brennenden Augen des Weibes, die er längst vergessen hatte... er mußte jetzt plötzlich immer an sie denken, hinter seinen klopfenden Schläfen zerarbeitete das hastende Hirn nur einen fast körperlich-schmerzenden Gedanken:

„Ich aß ihr Brot!“

„Er lügt... Er lügt... Er lügt...“

Diese Worte tickte ihm seine Uhr zu, die er mit einem Male in der Hand hielt, ohne zu wissen warum. Er sah die Zeiger weiterrücken... er fühlte ihre zitternde Sprache, denn er hielt sie nahe an seinem Herzen, und wie ein Echo wiederholte das gedängstigte Herz: Er lügt... Er lügt... Er lügt... „Du lügst!“ stieß Friedel halb unbewußt und tonlos, nur seiner Uhr nachsprechend, heraus.

„Friedel!“

(Fortf. folgt.)

* Aus „Welt und Einsamkeit“, erzählt von Otto Krille. Berlin 1906. Johann Sassenbach. Wir werden auf diese Sammlung noch zurückkommen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Clara Reisin (Hundel), Wilhelmstraße 10, Post-Telegraphen-Station, Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.